

Maria von Hartmann

Unterrichtsmaterialien



Hermann Hesse 1910 © Deutsches Literaturarchiv Marbach / Foto: Gret Widmann

*»Einst stand ich zu Ihrer Stadt in
intimer Beziehung«
Hermann Hesse und München*

Ausstellung

13.6. – 11.8. 2013

Galerie des Literaturhauses



Literatur^{haus}
Lab

Stiftung Buch-, Medien- und
Literaturhaus München
Salvatorplatz 1
80333 München
Tel. 29 19 34 - 14
maria.v.hartmann@gmx.de

Leitung:
Dr. Reinhard G. Wittmann
Redaktion:
Maria v. Hartmann StD

München, den 01.06.2013

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

die vorliegenden Unterrichtsmaterialien erscheinen begleitend
zu unserer Ausstellung:

**»Einst stand ich zu Ihrer Stadt in intimer Beziehung«
Hermann Hesse und München**

Die Ausstellung ist vom 13.6.-11.8.2013 in der Galerie des Münchener Literaturhauses
zu sehen.

Die Materialien umfassen:

1. Hermann Hesse – ausgewählte Daten zu Biographie und Werk
2. »Der Wolf« - eine frühe Erzählung Hermann Hesses (1902/1903)
3. Die Schwabinger Bohème als Rettung vor dem »*Tedium vitae*«?
4. Burnout und Lügen – Hermann Hesses Schulroman »*Unterm Rad*« (1906) und
Ludwig Thomas »*Lausbubengeschichten*« (1904)
5. Literatur

Interessante und anregende Stunden wünscht Ihnen

Maria v. Hartmann

Inhaltsverzeichnis

1.	<i>Hermann Hesse – Ausgewählte Daten zu Biographie und Werk</i>	4
2.	<i>»Der Wolf« - eine frühe Erzählung Hermann Hesses (1902/1903)</i>	12
3.	<i>Die Schwabinger Bohème als Rettung vor dem »Taedium vitae«?</i>	15
4.	<i>Burnout und Lügen – Hermann Hesses Schulroman »Unterm Rad« (1906) und Ludwig Thomas »Lausbubengeschichten« (1904)</i>	20
5.	<i>Literatur</i>	31

1. Hermann Hesse - ausgewählte Daten zu Biographie und Werk



Hermann Hesse im Alter von 33 Jahren in München 1910
©Deutsches Literaturarchiv Marbach / Foto: Gret Widmann

I. Calw, Maulbronn, Tübingen, Basel

1877 Hermann Hesse wird als zweiter Sohn des baltischen Missionars Johannes Hesse und seiner Frau Marie Hesse, der in Indien geborenen Tochter des Indienforschers und Missionars Hermann Gundert, in Calw bei Stuttgart geboren:

Am Montag, 2. Juli 1877, nach schwerem Tag, schenkt Gott in seiner Gnade abends halb sieben Uhr das heiß ersehnte Kind, unsern Hermann, ein sehr großes, schweres, schönes Kind, das gleich Hunger hat, die hellen blauen Augen nach der Helle dreht und den Kopf selbständig dem Licht zuwendet, ein Prachtexemplar von einem gesunden, kräftigen Burschen.¹

schreibt die Mutter in ihr Tagebuch. Von Anfang an zeigt das »Prachtexemplar« Widerstand und Eigensinn. Die Eltern können ihn kaum bändigen. Als Dreijähriger bricht er sich bei dem Versuch, sich aus der Hand des Dienstmädchens zu befreien, den Arm. Für seinen Ungehorsam bekommt er früh die Rute seines Vaters zu spüren. Gleichwohl bedeutet die Rebellion gegen die Eltern nicht, dass deren christliche Erziehungsmethoden keinen Einfluss auf sein Leben gehabt hätten. Als Erwachsener schreibt er an seine Schwester Adele:

Daß Menschen ihr Leben nicht von Gott ansehen und es nicht in egoistischem Trieb, sondern als Dienst und Opfer vor Gott zu leben suchen, dies größte Erlebnis

¹ Adele Gundert, Marie Hesse. *Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern*, Stuttgart 1953, S.195 f.

meiner Kindheit hat mein Leben stark beeinflusst. Ich bin doch der Missionarssohn geblieben, trotz aller Auflehnung.²

In Calw fühlen sich die weltläufigen und toleranten Hesses, deren Familie aus mehreren Nationen zusammengewürfelt ist, nur bedingt zuhause. Auf Grund ihrer Missionstätigkeit in verschiedenen Ländern sehen sie sich eher der ganzen Welt verbunden.³ Man denkt grenzüberschreitend. So ist auch die Frage der Staatsangehörigkeit für Hesse später eine nebensächliche – Nationalismen haben keinen Platz:

Welches damals meine Staatsangehörigkeit war, weiß ich nicht, vermutlich Russe, denn mein Vater war russischer Untertan und hatte einen russischen Paß. Die Mutter war Tochter eines Schwaben und einer französischen Schweizerin. Diese gemischte Herkunft verhinderte mich, je viel Respekt vor Nationalismus und Landesgrenzen zu haben.⁴

1881-1886 Die Familie zieht für einige schöne Jahre nach Basel in die Schweiz, wo der Vater für die Basler Mission arbeiten kann. Den widerspenstigen Sohn übergeben die Eltern 1884 dem pietistischen Knabenhaus der Basler Mission.

1886-1890 Als der Vater zur Übernahme des Calwer Verlagsvereins⁵ nach Calw zurückversetzt wird, kommt Hermann dort auf das humanistische Gymnasium, die sog. Lateinschule. Seine eigenen Erlebnisse und die seines Bruders Hans an dieser Schule bilden neben den Erfahrungen im Seminar des Klosters Maulbronn die Basis für Hesses bitteren Schulroman *Unterm Rad* (entstanden 1903-1904, veröffentlicht 1906)⁶. In einem Brief an einen Verwandten schreibt er:

»Unterm Rad« wird nächstes Jahr als Buch erscheinen, in Kleinigkeiten gemildert. [...] Die Schule ist die einzige moderne Kulturfrage, die ich ernst nehme und die mich gelegentlich aufregt. An mir hat die Schule viel kaputt gemacht, und ich kenne wenig bedeutende Persönlichkeiten, denen es nicht ähnlich ging. Gelernt habe ich dort nur Latein und Lügen, denn ungelogen kam man in Calw und im Gymnasium nicht durch – wie unser Hans [der jüngere Bruder, Anm. d. Verf.] beweist, den sie ja in

² Hermann Hesse, *Aus einem Brief vom 24.12.1930 an seine Schwester Adele*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 31

³ Alois Prinz, *»Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«*, *Die Lebensgeschichte des Hermann Hesse*, Frankfurt am Main, 2006, S.41 ff

⁴ Hermann Hesse, *Biographische Notizen*, zitiert nach: Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 18

⁵ Der Calwer Verlagsverein war einer der führenden deutschen Verlage zur Verbreitung theologischer Literatur (Anm. d. Verf.)

⁶ Hermann Hesse, *Unterm Rad*, (1905), München 2004, Lizenzausgabe der Süddeutschen Zeitung GmbH

*Calw, weil er ehrlich war, fast umbrachten. Der ist auch, seit sie ihm in der Schule das Rückgrat gebrochen haben, immer unterm Rad geblieben.*⁷

Für Hesse, der Zeit seines Lebens jedwedes Reglement als quälende Einengung empfunden und immer auf seinem »Eigen-Sinn« beharrt hat, ist die Schulzeit die schlimmste und auch gefährlichste Zeit seines Lebens, die mit Krankheiten und Selbstmordversuchen einhergeht. Für die Zukunft hat der Junge große Pläne: Der Dreizehnjährige beschließt, Dichter zu werden, »entweder ein Dichter oder gar nichts«.⁸ Ihm ist klar, dass er von niemandem aus der Familie Unterstützung erhalten wird.

Zum Ende seiner Lateinschulzeit bereitet sich der kluge Schüler auf das württembergische Landexamen vor. Bei Bestehen kann er eine Freistelle an einem der theologischen Seminare in Württemberg erhalten, denn natürlich soll er wie Großvater und Vater Theologie studieren.⁹

1891 Erwartungsgemäß besteht er das Examen, muss für das Stipendium die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen und tritt in das evangelisch-theologische Seminar im Kloster Maulbronn, einem ehemaligen Zisterzienserkloster, ein. Im Kreuzgang steht der Brunnen mit den drei übereinander liegenden Schalen, der Hesse später zu seinem berühmtesten Gedicht, *Stufen*, anregen wird. Im Seminar herrscht strenge Zucht, aber es bietet sich auch die Chance, Freundschaften zu schließen. Hesse lernt Tag und Nacht, leidet unter Kopf- und Augenschmerzen, ist nervös und überreizt.

Am 7.03.1892 erhalten die Eltern ein Telegramm aus Maulbronn: »Hermann fehlt seit 2 Uhr. Bitte um etwaige Auskunft. Professor Paulus«¹⁰. In einem längeren Brief versucht der Professor, den Eltern die Flucht seines Schutzbefohlenen zu erklären:

*Nach den Angaben seiner Mitschüler befand sich Hermann schon seit längerer Zeit, teilweise schon vor Weihnachten, öfters in einem Zustand größter Erregtheit, in welchem er überschwengliche, zum Teil überspannte Gedichte zu verfassen pflegte; doch wechselten diese Zustände mit andern, in welchem er dann wieder ganz heiter und lustig war.*¹¹

⁷ Hermann Hesse, *Aus einem Brief vom 25.11. 1904 an Karl Isenberg*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S.42

⁸ Hermann Hesse, *Kurzgefasster Lebenslauf*, in: *Gesammelte Werke (in zwölf Bänden)*, Bd. 6, Frankfurt am Main 1987, S. 391-411, S. 393 f.

⁹ Alois Prinz, S. 49 ff

¹⁰ Ninon Hesse (hg.), *Hermann Hesse. Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. 1877-1895*, (1966), Frankfurt am Main 1984, S. 179

¹¹ Brief von Professor W. Paulus an Johannes Hesse vom 7. März 1892, zitiert nach Ninon Hesse (hg.), *Hermann Hesse. Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. 1877-1895*, (1966), Frankfurt am Main 1984, S. 180

Am nächsten Tag wird der herumirrende Junge von einem Gendarmen 10 km nördlich von Maulbronn aufgefunden. Er hat die Nacht bei Frost auf freiem Feld verbracht.

1892 Der Niedergang beginnt: Hesse muss das Seminar verlassen, wird zu einem befreundeten Pastor nach Bad Boll geschickt, um dort wieder gesund zu werden. Nach einem Selbstmordversuch – er hat sich von seinem Taschengeld eine Pistole gekauft! - schicken ihn die Eltern gegen seinen erklärten Willen nach Stetten, eine Anstalt für Schwachsinnige und Epileptiker. Die Diagnose lautet »*moral insanity*«. In unzähligen Protestbriefen klagt der Sohn seinen Vater an, ihn in diese Hölle gebracht zu haben. Als es ihm etwas besser geht, tritt er im Oktober 1892, nach einem kurzen Aufenthalt in Basel, in das Cannstatter Gymnasium ein. Der Hauptgrund für diese Entscheidung: Wenn er dort nach nur einem weiteren Schuljahr das sog. Militärexamen ablegt, kann er nur für ein Jahr statt für drei Jahre zum Militär eingezogen werden.¹²

1893 Nach bestandenem Examen¹³ will Hesse weiter auf das Gymnasium in Cannstatt gehen, bricht jedoch das neue Schuljahr alsbald wegen unerträglicher Kopfschmerzen ab. Von da an ist er, was seine Bildung angeht, auf sich selbst gestellt:

*Ich habe die Gymnasialbildung nur bis zur Obersekunda durchgemacht und mit 16 die Schule verlassen. Alles andere habe ich mir als Autodidakt erworben.*¹⁴

Als »gescheiterte Existenz«, die alle akademischen Hoffnungen enttäuscht hat, kehrt er ins Elternhaus zurück. Er beginnt eine Buchhändlerlehre, bricht nach vier Tagen ab. Zuhause liest er sich in der Bibliothek seines Großvaters quer durch die Weltliteratur – ein Studium auf eigene Faust, denn er will immer noch Dichter werden. Als die Mutter schwer erkrankt, beginnt der schuldbewusste Hesse eine Schlosserlehre in der Calwer Turmuhrenfabrik von Heinrich Perrot, die er aber ebenfalls nach kurzer Zeit abbricht.

1895-1899 Hesse wird Lehrling und später Gehilfe in der Tübinger Heckenhauer'schen Buchhandlung. In Tübingen trifft auf alte Freunde aus dem Seminar und der Lateinschule, die inzwischen studieren, lebt und trinkt mit ihnen wie ein Student, arbeitet tags und dichtet nachts. 1898 und 1899 erscheinen die ersten Gedichtbände *Romantische Lieder* und *Eine Stunde hinter Mitternacht*.

1899-1901 Wieder zieht es ihn nach Basel, wo er als Buchhandelsgehilfe und Antiquar tätig ist.

¹² Alois Prinz, a.a.O. S. 84

¹³ Dieses Examen entsprach der heutigen Mittleren Reife (Anm. d. Verf.)

¹⁴ Hermann Hesse, *Aus einem Brief vom 15.3.1960 an W. Hartly*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 58

II. Gaienhofen, München, Bern

1902-1904 Die Mutter stirbt. Hesse heiratet die Berufsfotografin Maria Bernouilli aus Basel und bezieht mit ihr ein altes Bauernhaus in Gaienhofen am Bodensee. Die Erzählung *Der Wolf* entsteht. Seinen Durchbruch als Schriftsteller hat Hesse mit dem bei Samuel Fischer in Berlin verlegten Roman *Peter Camenzind*. Von dem Honorar über 2500,- Reichsmark kann er zwei Jahre lang leben. Der Rückzug in die familiäre Idylle (Sohn Bruno wird 1905 geboren) ist jedoch Hesses Sache nicht.

1904-1914 Bereits 1899 und 1901 ist der kunstbegeisterte Hesse in die damalige Kunstmetropole München gefahren, um einerseits die Bilder in den Pinakotheken und im Glaspalast zu sehen, andererseits in den Schwabinger Kneipen zu »sumpfen«. Schon nach zwei Ehejahren hält er es in Gaienhofen nicht mehr aus und schreibt an seinen Freund Rudolf Wackernagel:

*Ich will für 8-10 Tage nach München [...] um wieder mal ein flottes Stück Leben um mich brausen zu hören.*¹⁵

Immer wieder zieht es ihn nach München – er erwägt sogar, sich hier mit seiner Familie niederzulassen. In literarischen und publizistischen Kreisen ist man inzwischen auf den jungen Schriftsteller aufmerksam geworden und bietet ihm die Mitarbeit bei den Münchner Zeitschriften *Simplicissimus* und *März* an. Hesses Beiträge bestehen aus Gedichten, Erzählungen und Literaturrezensionen. Interessant ist, dass Hermann Hesse in diesem neuen Umfeld einen ersten Zugang zu den politisch brisanten Themen der damaligen Zeit findet. Zielscheibe des Spotts beim »Simpl« sind die Arroganz der Berliner, der preußische Militarismus und der Monarch Wilhelm II. Die Zeitschrift »März«, die nicht satirisch angelegt ist, setzt über die genannten Themen hinaus auf eine neue Freundschaft mit dem 1871 besiegten Frankreich. Mit beiden Ansätzen kann sich Hesse identifizieren:

Unter den literarischen Begegnungen, die sich mir in jenen Jahren anspannen, war eine der lebendigsten die zum Münchner »Simplicissimus«. Und nachdem eines Tages der Verleger Albert Langen und Ludwig Thoma mich am Bodensee besucht hatten, wurde eine Freundschaft und ein dauernder Verkehr daraus. Ich kam von da an einige Jahre hindurch sehr häufig nach München, war meistens Langens Logiergast, und ging eine Zeitlang in der Redaktion des »Simplicissimus« viel aus und ein.

Damit hatte ich zum erstenmal in meinem Leben eine Art von Beziehung zum politischen Leben gewonnen, insofern der »Simplicissimus« ein politisches Witzblatt war, und wenn ich auch als Mitarbeiter nur dichterische Beiträge gab, so spürte ich

¹⁵ Hermann Hesse, *Brief an Rudolf Wackernagel*, März 1904

doch den Geist der Kritik, des Spotts und oft der Erbitterung, welche sich, neben vielen andern Zielen, ganz besonders gegen das Berlinertum, gegen die Einseitigkeit und den Hochmut des preußischen Militarismus und gegen die Person des Kaisers Wilhelm richtete. Diese drei Feinde waren auch die meinen, hier konnte ich auch politisch mitfühlen, hier sah ich Schäden und Entartungserscheinungen des kulturellen und Volkslebens eng mit politischen zusammenhängen.

Aus dieser Stimmung, deren Grundton das Bedürfnis süddeutscher Selbstbehauptung gegen preußische Vorherrschaft war, wurde im Jahre 1905 von Langen, Ludwig Thoma, Conrad Haußmann und mir die Zeitschrift »März« gegründet, deren literarische Leitung ich übernahm. [...] Es ist in unserm »März« damals, in den ersten Jahren, ein guter Geist gewesen, und zwei der wichtigsten Tendenzen unserer Arbeit waren [...] die Tendenz gegen Berlin-Potsdam, und das Bestreben nach einer geistig-politischen, freundschaftlichen Annäherung an Frankreich [...] gegen Byzantinismus und Kasernenhofkultur.¹⁶

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, macht man in beiden Zeitschriften eine politische Kehrtwendung: Kaiser und Heer werden nun unterstützt, Frankreich wird wieder zum Erzfeind. Im Gegensatz zu seinem Freund Ludwig Thoma bleibt Hesse seinen Prinzipien treu: in zahlreichen Artikeln für die Neue Züricher Zeitung und für die Wiener Zeit drängt er die Kriegsparteien zum Frieden und bekennt sich offen zum Pazifismus. Als »vaterlandsloser Geselle« muss er sich dafür aus Deutschland beschimpfen lassen. Er wird in Deutschland literarisch boykottiert und geächtet. Nur Theodor Heuss (der spätere erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland) und der linksliberale Reichstagsabgeordnete Conrad Haußmann halten öffentlich zu ihm.¹⁷

Damit endet zunächst Hermann Hesses Münchner Zeit und mit ihr viele der dort geschlossenen Freundschaften.

1905 - 1911 In Gaienhofen werden die drei Söhne Hesses geboren: Bruno (1905), Heiner (1909) und Martin (1911). Der Roman *Unterm Rad* (1906) erscheint. Hesse fühlt sich eingeeengt und unternimmt Wanderungen nach Italien. Wegen gesundheitlicher Probleme sucht er 1907 die Naturheilanstalt Monte Verità bei Ascona auf, um sich dort »streng abstinenter und vegetarischer, [...] in sanskültischem Urzustand [d.h. hier: nackt, Anm. d.

¹⁶ Hermann Hesse, *Erinnerungen an Conrad Haußmann*, 1922, zitiert nach Volker Michels, Hesse. *Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S.92

¹⁷ Bernhard Gajek, *Freundschaft zwischen Eigenbrötlern. Hermann Hesse und Ludwig Thoma (1905-1955)* in: Michael Limberg (Hg.), *Zwischen Eigen-Sinn und Anpassung. Außenseitertum im Leben und Werk von Hermann Hesse*, Calw 1999, S.144

Verf.]«¹⁸ zu erhalten. Seine Schilderung der um 1900 von dem belgischen Industriellen Henri Oedenkoven gegründeten vegetarischen Kolonie klingt bemerkenswert zeitgemäß:

*Da gab es Vegetarier, Vegetarianer, Vegetabilisten, Rohkostler, Frugivoren und Gemischtkostler ... deren Bestrebungen eine Art von vegetarischem Zionismus waren. Da kamen Priester und Lehrer aller Kirchen, falsche Hindus, Okkultisten, Masseure, Magnetopaten, Zauberer, Gesundheitsbeter.*¹⁹

Weitere Reisen folgen: nach München, nach Indonesien, nach Italien, wieder auf den Monte Verità.

1912 – 1916 Mia und Hermann Hesse verlassen das neu gebaute Haus in Gaienhofen und ziehen in die Schweiz nach Bern. Bei Ausbruch des Krieges meldet sich Hesse bei der deutschen Gesandtschaft in Bern und wird dem Hilfsdienst für die deutschen Kriegsgefangenen zugeteilt. In dieser Position versorgt er die Kriegsgefangenen mit Büchern. Zum Schreiben kommt Hesse nicht mehr. Als sein Vater 1916 stirbt, erleidet er eine schwere Krise. Er weist sich selbst in ein Sanatorium ein und unterzieht sich einer Psychotherapie.

1917 – 1919 Nach einem Nervenzusammenbruch wird Mia Hesse in eine Heilanstalt eingewiesen. Die Kinder kommen zu befreundeten Familien. 1919 erscheint Hesses nächster wichtiger Roman: *Demian*. Die Geschichte einer Jugend. Dieser Roman hat, laut Thomas Mann, »auf die junge Generation nach dem Ersten Weltkrieg eine elektrisierende Wirkung und traf mit unheimlicher Genauigkeit den Nerv der Zeit«²⁰. In der Figur des Demian zeigt Hesse, was er unter Menschwerdung versteht und was ihn als Autor für alle Leser, die sich als Suchende begreifen, so attraktiv macht:

*Der »Demian« zeigt gerade jene Seite im Kampf um die werdende Persönlichkeit, die den Erziehern die unbequemste ist ... Es besteht überall das Streben, die Menschen gleichförmig zu machen und ihr Persönliches möglichst zu beschneiden. Dagegen wehrt sich unsere Seele mit Recht, daraus entstehen die Demian-Erlebnisse. Sie nehmen für jeden andere Formen an, ihr Sinn ist aber immer derselbe.*²¹

Nach Kriegsende verlässt Hesse seine Familie und zieht nach Montagnola in die Schweiz.

¹⁸ Hermann Hesse, *Hesse in Briefen. Mitte April 1907 an Max Bucherer und Elisabeth Wackernagel*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 101

¹⁹ Hermann Hesse, *Doktor Knölges Ende*, 1910, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 101

²⁰ Thomas Mann, Vorwort zur amerikanischen Ausgabe des »*Demian*«, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 156

²¹ Hermann Hesse, *Aus Briefen Hesses über den »Demian«*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 157

III. Montagnola

1920 – 1927 Klein und Wagner, Klingsors letzter Sommer, Siddharta. Eine indische Dichtung (1922) entstehen. Hesse malt die Landschaften des Tessin und nimmt psychotherapeutischen Sitzungen bei C. G. Jung. 1923 lässt er sich von Mia Hesse scheiden, um 1924 Ruth Wenger zu heiraten. Ebenfalls 1923 beantragt er seine Einbürgerung in die Schweiz. Hesses wilde Zeit als »Steppenwolf« beginnt: er verbringt die Wintermonate allein in Zürich, nimmt Tanzunterricht, geht auf Faschingsbälle und sucht die Nähe der Damen. Die Nürnberger Reise und Der Steppenwolf²² erscheinen 1927. Im gleichen Jahr lässt Ruth Wenger sich scheiden.

1930 - 1932 Narziß und Goldmund (1930) erscheint. In Deutschland gewinnen die Nationalsozialisten an Macht. Wieder setzt Hesse ein öffentliches Zeichen: Er distanziert sich von denen, die im 1. Weltkrieg nichts dazu gelernt haben, indem er 1931 aus der Preußischen Akademie der Künste, in die er erst 1926 als auswärtiges Mitglied gewählt wurde, austritt. Ihm ist klar, dass Deutschland wieder in eine falsche Richtung gehen wird:

*Ich habe unter anderem auch das Gefühl, beim nächsten Krieg wird diese Akademie viel zur Schar jener 90 oder 100 Prominenten beitragen, welche das Volk wieder wie 1914 im Staatsauftrag über alle lebenswichtigen Fragen belügen werden.*²³

und:

*Dass Deutschland nach seiner öffentlichen Meinung und Haltung den Krieg weder mitverschuldet noch verloren, noch überhaupt erlebt zu haben scheint, ist das, was mich seither von ihm trennt.*²⁴

Im November 1931 heiratet Hesse seine dritte und letzte Frau, die österreichische Kunsthistorikerin Ninon Dolbin. Sein Verhältnis zur Ehe an sich kommentiert er so:

*Meine Heiraten sind nicht das in meinem Leben, woran ich mit Freude, gutem Gewissen oder gar Stolz denken könnte. Geboren und bestimmt zum Cölibatär hätte ich dabei bleiben sollen, die Heiraten waren, wie alle Anpassungsversuche ans Bürgerliche, gut gemeint, aber auch ohne sie hätte ich reichlich genug aufgepackt bekommen, um die von der Welt über die Introvertierten verhängte Strafe zu haben.*²⁵

²² Dieser Roman wird in den 1960er Jahren die weltweite Hesse-Renaissance auslösen. (Anm. d. Verf.)

²³ Hermann Hesse, *Brief an Wilhelm Schäfer*, November 1930, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 230

²⁴ Hermann Hesse, *Brief an Hans Aburi*, Februar 1927, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 230

²⁵ Hermann Hesse, *Brief an Eugen Zeller*, 4.1.1947, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 245

1933 - 1945 Mit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten wird Hesse in Deutschland zum unerwünschten Autor. Seine wichtigsten Werke werden nicht mehr gedruckt, so auch der 1932 entstandene Roman *Das Glasperlenspiel*. Das Haus in der Schweiz wird »zur Zuflucht für viele Exilanten«²⁶, unter ihnen auch Thomas Mann und Familie.

1946 Der neue Suhrkamp-Verlag bringt Hesses letzten Roman, *Das Glasperlenspiel*, heraus. Hesse erhält den *Nobelpreis für Literatur*.

1955 - 1962 Auch in Deutschland wird Hesse geehrt: er erhält den Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. In seinen letzten Jahren schreibt Hesse keine größeren neuen Werke mehr, sondern beantwortet nur noch die Unmengen von Leserbriefen, die er täglich bekommt.

1962 Am 9. August 1962 stirbt Hermann Hesse in Montagnola.



Hermann Hesse 1910 ©Deutsches Literaturarchiv Marbach Gret Widmann

²⁶ Alois Prinz, a.a.O. S. 387 ff

2. »Der Wolf« - eine frühe Erzählung Hermann Hesses (1902/1903)



Cover der Buchausgabe
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a.M. 1978

Der Wolf

Noch nie war in den französischen Bergen ein so unheimlich kalter und langer Winter gewesen. Seit Wochen stand die Luft klar, spröde und kalt. Bei Tage lagen die großen, schiefen Schneefelder mattweiß und endlos unter dem grellblauen Himmel, nachts ging klar und klein der Mond über sie hinweg, ein grimziger Frostmond von gelbem Glanz, dessen starkes Licht auf dem Schnee blau und dumpf wurde und wie der leibhaftige Frost aussah. Die Menschen mieden alle Wege und namentlich die Höhen, sie saßen träge und schimpfend in den Dorfhütten, deren rote Fenster nachts neben dem blauen Mondlicht rauchig trüb erschienen und bald erloschen.

Das war eine schwere Zeit für die Tiere der Gegend. Die kleineren erfroren in Menge, auch Vögel erlagen dem Frost, und die hageren Leichname fielen den Habichten und Wölfen zur Beute. Aber auch diese litten furchtbar an Frost und Hunger. Es lebten nur wenige Wolfsfamilien dort, und die Not trieb sie zu festerem Verband. Tagsüber gingen sie einzeln aus. Da und dort strich einer über den Schnee, mager, hungrig und wachsam, lautlos und scheu wie ein Gespenst. Sein schmaler Schatten glitt neben ihm über die Schneefläche. Spürend reckt er die spitze Schnauze in den Wind und ließ zuweilen ein trockenes, gequältes Geheul vernehmen. Abends aber zogen sie vollzählig aus und drängten sich mit heiserem Heulen um die Dörfer. Dort war Vieh und Geflügel wohlverwahrt, und hinter festen Fensterladen lagen Flinten

angelegt. Nur selten fiel eine kleine Beute, etwa ein Hund, ihnen zu, und zwei aus der Schar waren schon erschossen worden.

Der Frost hielt immer noch an. Oft lagen die Wölfe still und brütend beisammen, einer am andern sich wärmend, und lauschten beklommen in die tote Öde hinaus, bis einer, von den grausamen Qualen des Hungers gefoltert, plötzlich mit schauerlichem Gebrüll aufsprang. Dann wandten alle anderen ihm die Schnauze zu, zitterten und brachen miteinander in ein furchtbares, drohendes und klagendes Heulen aus.

Endlich entschloß sich der kleinere Teil der Schar, zu wandern. Früh am Tage verließen sie ihre Löcher, sammelten sich und schnoberten erregt und angstvoll in die frostkalte Luft. Dann trabten sie rasch und gleichmäßig davon. Die Zurückgebliebenen sahen ihnen mit weiten, glasigen Augen nach, trabten ein paar Dutzend Schritte hinterher, blieben unschlüssig und ratlos stehen und kehrten langsam in ihre leeren Höhlen zurück.

Die Auswanderer trennten sich am Mittag voneinander. Drei von ihnen wandten sich östlich dem Schweizer Jura zu, die andern zogen südlich weiter. Die drei waren schöne, starke Tiere, aber entsetzlich abgemagert. Der eingezogene helle Bauch war schmal wie ein Riemen, auf der Brust standen die Rippen jämmerlich heraus, die Mäuler waren trocken und die Augen weit und verzweifelt. Zu dreien kamen sie weit in den Jura hinein, erbeuteten am zweiten Tag einen Hammel, am dritten einen Hund und ein Füllen und wurden von allen Seiten her wütend vom Landvolk verfolgt. In der Gegend, welche reich an Dörfern und Städtchen ist, verbreitete sich Schrecken und Scheu vor den ungewohnten Eindringlingen. Die Postschlitten wurden bewaffnet, ohne Schießgewehr ging niemand von einem Dorf zum anderen.

In der fremden Gegend, nach so guter Beute, fühlten sich die drei Tiere zugleich scheu und wohl; sie wurden tollkühner als je zu Hause und brachen am hellen Tage in den Stall eines Meierhofes. Gebrüll von Kühen, Geknatter splitternder Holzschranken, Hufegetrampel und heißer, lechzender Atem erfüllten den engen, warmen Raum. Aber diesmal kamen Menschen dazwischen. Es war ein Preis auf die Wölfe gesetzt, das verdoppelte den Mut der Bauern. Und sie erlegten zwei von ihnen, dem einen ging ein Flintenschuß durch den Hals, der andere wurde mit einem Beil erschlagen. Der dritte entkam und rannte so lange, bis er halbtot auf den Schnee fiel. Er war der jüngste und schönste von den Wölfen, ein stolzes Tier von mächtiger Kraft und gelenken Formen. Lange blieb er keuchend liegen. Blutig rote Kreise wirbelten vor seinen Augen, und zuweilen stieß er ein pfeifendes, schmerzliches Stöhnen aus. Ein Beilwurf hatte ihm den Rücken getroffen. Doch erholte er sich und konnte sich wieder erheben. Erst jetzt sah er, wie weit er gelaufen war. Nirgends waren Menschen oder Häuser zu sehen. Dicht vor

ihm lag ein verschneiter, mächtiger Berg. Es war der Chasseral. Er beschloß, ihn zu umgehen. Da ihn Durst quälte, fraß er kleine Bissen von der gefrorenen, harten Kruste der Schneefläche.

Jenseits des Berges traf er sogleich auf ein Dorf. Es ging gegen Abend. Er wartete in einem dichten Tannenforst. Dann schlich er vorsichtig um die Gartenzäune, dem Geruch warmer Ställe folgend. Niemand war auf der Straße. Scheu und lüstern blinzelte er zwischen den Häusern hindurch. Da fiel ein Schuß. Er warf den Kopf in die Höhe und griff zum Laufen aus, als schon ein zweiter Schuß knallte. Er war getroffen. Sein weißlicher Unterleib war an der Seite mit Blut befleckt, das in dicken Tropfen zäh herabrieselte. Dennoch gelang es ihm, mit großen Sätzen zu entkommen und den jenseitigen Bergwald zu erreichen. Dort wartete er horchend einen Augenblick und hörte von zwei Seiten Stimmen und Schritte. Angstvoll blickte er am Berg empor. Er war steil, bewaldet und mühselig zu ersteigen. Doch blieb ihm keine Wahl. Mit keuchendem Atem klomm er die steile Bergwand hinan, während unten ein Gewirre von Flüchen, Befehlen und Laternenlichtern sich den Berg entlangzog. Zitternd kletterte der verwundete Wolf durch den halbdunkeln Tannenwald, während aus seiner Seite langsam das braune Blut hinabrann.

Die Kälte hatte nachgelassen. Der westliche Himmel war dunstig und schien Schneefall zu versprechen.

Endlich hatte der Erschöpfte die Höhe erreicht. Er stand nun auf einem leicht geneigten, großen Schneefelde, nahe bei Mont Crosin, hoch über dem Dorfe, dem er entronnen. Hunger fühlte er nicht, aber einen trüben, klammernden Schmerz von der Wunde. Ein leises, krankes Gebell kam aus seinem hängenden Maul, sein Herz schlug schwer und schmerzhaft und fühlte die Hand des Todes wie eine unsäglich schwere Last auf sich drücken. Eine einzeln stehende breitästige Tanne lockte ihn; dort setzte er sich und starrte trübe in die graue Schneenacht. Eine halbe Stunde verging. Nun fiel ein mattrotes Licht auf den Schnee, sonderbar und weich. Der Wolf erhob sich stöhnend und wandte den schönen Kopf dem Licht entgegen. Es war der Mond, der im Südost riesig und blutrot sich erhob und langsam am trüben Himmel höher stieg. Seit vielen Wochen war er nie so rot und groß gewesen. Traurig hing das Auge des sterbenden Tieres an der matten Mondscheibe, und wieder röchelte ein schwaches Heulen schmerzlich und tonlos in die Nacht.

Da kamen Lichter und Schritte nach. Bauern in dicken Mänteln, Jäger und junge Burschen in Pelzmützen und mit plumpen Gamaschen stapften durch den Schnee. Gejauchze erscholl. Man hatte den verendenden Wolf entdeckt, zwei Schüsse wurden auf ihn abgedrückt und beide fehlten. Dann sahen sie, daß er schon im Sterben lag, und fielen mit Stöcken und Knütteln über ihn her. Er fühlte es nicht mehr.

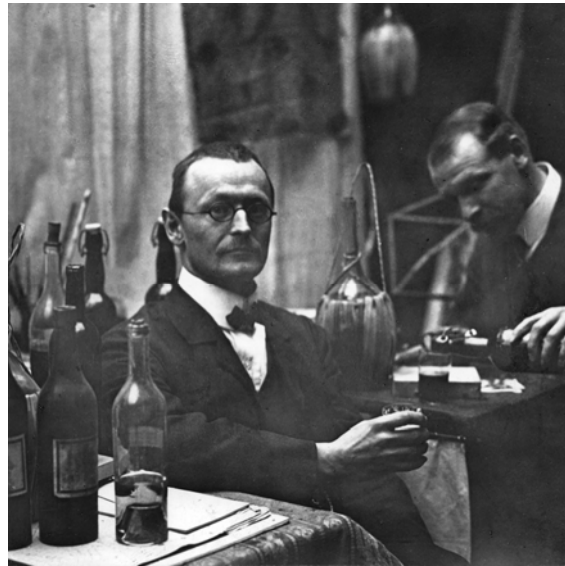
Mit zerbrochenen Gliedern schleppten sie ihn nach St. Immer hinab. Sie lachten, sie prahlten, sie freuten sich auf Schnaps und Kaffee, sie sangen, sie fluchten. Keiner sah die Schönheit des verschneiten Forstes, noch den Glanz der Hochebene, noch den roten Mond, der über dem Chasseral hing und dessen schwaches Licht in ihren Flintenläufen, in den Schneekristallen und in den gebrochenen Augen des erschlagenen Wolfes sich brach.



Aufgabenstellung:

1. Wie gelingt es dem Erzähler, die Sympathie des Lesers zu lenken?
2. Wie werden die Welt der Menschen und die der Tiere miteinander kontrastiert?
3. Das Thema des Außenseiters hat Hermann Hesse sein Leben lang beschäftigt. Er war 25 Jahre alt, als er diese Erzählung schrieb. Erkennen Sie in »Der Wolf« Elemente aus Hesses Leben und Werk?

3. Die Schwabinger Bohème als Rettung vor dem »Taedium vitae«?



Hermann Hesse 1910

©Hermann Hesse-Editionsarchiv / Foto Gret Widmann

I. Biographisches

Die Erzählung *Taedium vitae* erscheint 1908. Hermann Hesse lebt seit 1904 mit seiner Frau Mia und dem 1905 geborenen Sohn Bruno in Gaienhofen am Bodensee. Die ländliche Abgeschlossenheit verursacht Mühsal:

*Gaienhofen ist ein ganz kleines schönes Dörflein, hat keine Eisenbahn, keine Kaufläden, keine Industrie, nicht einmal einen eigenen Pfarrer, so daß ich heute früh zur Beerdigung eines Nachbarn bei scheußlichstem Wetter über Feld waten mußte. Es hat auch keine Wasserleitung, so daß ich alles Wasser am Brunnen hole, keine Handwerker, so daß ich die nötigen Reparaturen im Haus selber machen muß, und keinen Metzger, also hole ich Fleisch, Wurst etc. jeweils im Boot über den See [...]*²⁷

und weckt Sehnsüchte:

*Ich will für 8-10 Tage nach München [...] um wieder mal ein flottes Stück Leben um mich brausen zu hören.*²⁸

²⁷ Hermann Hesse, *Brief an Stefan Zweig vom 11.9.1904*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 87

²⁸ Hermann Hesse, *Brief an Rudolf Wackernagel*, März 1904

Einige Jahre später heißt es im Rückblick:

*München als Reiseziel erinnert mich daran, daß München einst jahrelang stets mein Reiseziel war, wenn ich reisen und ein wenig aus meiner Bodensee-Einsamkeit in die Welt kommen wollte. Außer Kneipereien mit Freunden und hübschen Weibern gehörte zu München die Literatur, ein Kreis von Künstlern und Kollegen [...]*²⁹

Ende Februar 1906 kommt Hesse zum Fasching nach München. In einem Brief an seinen Freund Ludwig Thoma beschreibt er seinen »Absturz«:

*Als ich gestern nach schweren drei Faschingsnächten heimkam, lag Ihr Brieflein da und freute mich nicht wenig. Denn teilweise aus Ärger und Unzufriedenheit über meine Dichterei hatte ich mich »in den Strudel gestürzt«, wobei ich richtig das Honorar für meine Erzählung glatt versoffen habe.*³⁰

Gut möglich, dass die Erlebnisse in München das Motiv zu *Taedium Vitae* geliefert haben.

II. Die Erzählung³¹

Ein Schriftsteller, Anfang Dreißig, ist seines Lebens überdrüssig. Er wohnt in einem einsamen Haus auf dem Land, der Wind heult, der Regen pfeift. Er ist bekümmert darüber, seine Jugend verloren zu haben, erinnert sich aber an einen Abend im Jahr zuvor, an dem er sich richtig jung gefühlt hat, an den Besuch in einer bestimmten Stadt:

Die Stadt war München. Ich war dorthin gereist, um ein Geschäft zu besorgen, das ich aber nachher brieflich abtat, denn ich traf so viele Freunde, sah und hörte so viel Hübsches, daß an Geschäfte nicht zu denken war. Einen Abend saß ich in einem schönen, wundervoll erleuchteten Saal und hörte einen kleinen, breitschultrigen Franzosen namens Lamond Stücke von Beethoven spielen. Das Licht glänzte, die schönen Kleider der Damen funkelten freudevoll, und durch den hohen Saal flogen große, weiße Engel, verkündeten Gericht und verkündeten frohe Botschaft, gossen Füllhörner der Lust aus und weinten schluchzend hinter vorgehaltenen, durchsichtigen Händen.

²⁹ Hermann Hesse, *Traumtagebuch der Psychoanalyse*, 1917/1918, in *Sämtliche Werke*, Bd. 11, S. 480 ff

³⁰ Hermann Hesse, *Brief an Ludwig Thoma vom 1.4.1906*

³¹ Hermann Hesse, *Taedium Vitae*, in: *Die Marmorsäge. Taedium Vitae, Zwei Erzählungen*, Frankfurt am Main 1988, S.63-107

Eines Morgens fuhr ich, nach einer durchzechten Nacht, mit Freunden durch den Englischen Garten, sang Lieder und trank beim Aumeister Kaffee. Einen Nachmittag war ich ganz von Gemälden umgeben, von Bildnissen, von Waldwiesen und Meerufern, von denen viele wunderbar erhöht und paradiesisch atmeten wie eine neue, unbefleckte Schöpfung. Abends sah ich den Glanz der Schaufenster, der für die Landleute unendlich schön und gefährlich ist, sah Photographien und Bücher ausgestellt, und Schalen voll fremdländischer Blumen, teure Zigarren in Silberpapier gewickelt und feine Lederwaren von lachender Eleganz. Ich sah elektrische Lampen in den feuchten Straßen spiegelnd blitzen und die Helme alter Kirchentürme in Wolkendämmerung verschwinden.

Mit alledem verging die Zeit schnell und leicht, wie ein Glas leer wird, aus dem jeder Schluck Vergnügen macht. Es war Abend, ich hatte meinen Koffer gepackt und mußte morgen abreisen, ohne daß es mir leid tat. Ich freute mich schon auf die Eisenbahnfahrt an Dörfern, Wäldern und schon beschneiten Bergen vorbei, und auf die Heimkehr.

Für den Abend war ich noch eingeladen, in einem schönen neuen Hause in einer vornehmen Schwabinger Straße, wo es mir bei lebhaften Gesprächen und feinen Speisen wohl erging. Es waren auch einige Frauen da, doch bin ich im Verkehr mit solchen schamhaft und behindert, so daß ich mich lieber zu den Männern hielt. Wir tranken Weißwein aus dünnen Kelchgläsern, und rauchten gute Zigarren, deren Asche wir in silberne, innen vergoldete Becher fallen ließen. Wir sprachen von Stadt und Land, von der Jagd und vom Theater, auch von der Kultur, die uns nahe herbeigekommen schien. Wir sprachen laut und zart, mit Feuer und mit Ironie, ernst und witzig, und schauten uns klug und lebhaft in die Augen.³²

Am gleichen Abend noch verliebt er sich in die »feine Gestalt und innige, unschuldige Schönheit im Herzen«³³ einer gewissen Maria, die ihm erst 19 Jahre alt zu sein scheint. Nach dem Fest darf er sie bis zu ihrer Haustür begleiten und stellt fest: »Mein Herz war wieder neunzehn Jahre alt und unversehrt«.

Er fährt zurück in seine Heimat, kommt aber bald wieder nach München, da er das Gefühl hat, »in dieser angenehmen Stadt etwas Wesentliches verloren«³⁴ zu haben und ihren »Glanz« auf sich wirken lassen will. Auf einem zweiten Fest trifft er die Ersehnte, in der er eine Seelenverwandte zu finden glaubt, wieder. Zu gegebener Zeit will er sie um ihre Hand

³² Hermann Hesse, a.a.O. S.72-74

³³ Hermann Hesse, a.a.O. S. 75 ff

³⁴ Hermann Hesse, a.a.O. S. 82

bitten. Eine schöne Zeit bricht für ihn an, in der er im Englischen Garten spazieren geht, die Museen der Stadt aufsucht, Nymphenburg und Schleißheim besucht und sich in den Wäldern des Isartals erholt.

Bei einem weiteren Zusammentreffen mit Maria lädt diese ihn zu einem Atelierfest eines - wie sie sagt - »Kameraden« - ein. In einem offenen Wagen fahren sie gemeinsam auf das Fest:

Der Wagen hielt vor einem großen kahlen Miethause, dessen Flur und Hof wir durchschreiten mußten. Dann ging es im Hinterhause unendliche Treppen hinauf, bis uns im obersten Korridor ein Schwall von Licht und Stimmen entgegenbrach. Wir legten in einer Nebenstube ab, wo ein eisernes Bett und ein paar Kisten schon mit Mänteln und Hüten bedeckt waren, und traten dann in das Atelier, das hell erleuchtet und voll von Menschen war. Drei oder vier waren mir flüchtig bekannt, die andern samt dem Hausherrn aber alle fremd.

Diesem stellte mich Maria vor und sagte dazu: »Ein Freund von mir. Ich durfte ihn doch mitbringen?« Das erschreckte mich ein wenig, da ich glaubte, sie habe mich angemeldet. Aber der Maler gab mir unbeirrt die Hand und sagte gleichmütig: »Ist schon recht.«³⁵

Das Fest beginnt. Der Erzähler ist fasziniert von dem ungebundenen Treiben der Schwabinger Bohème:

Es ging in dem Atelier recht lebhaft und freimütig zu. Jeder setzte sich, wo er Platz fand, und man saß nebeneinander, ohne sich zu kennen. Auch nahm sich jedermann nach Belieben von den kalten Speisen, die da und dort herumstanden, und vom Wein oder Bier, und während die einen erst ankamen oder ihr Abendbrot aßen, hatten andere schon die Zigarren angezündet, deren Rauch sich allerdings in dem sehr hohen Raume leicht verlor.

Da niemand nach uns sah, versorgte ich Maria und dann auch mich mit einigem Essen, das wir ungestört an einem kleinen niedrigeren Zeichentisch verzehrten, zusammen mit einem fröhlichen, rotbärtigen Manne, den wir beide nicht kannten, der uns aber munter und anfeuernd zunickte. Hie und da griff jemand von den später Gekommenen, für die es an Tischen fehlte, über unsre Schultern hinweg nach einem Schinkenbrot, und als die Vorräte zu Ende waren, klagten viele noch über Hunger, und zwei von den Gästen gingen aus, um noch etwas einzukaufen, wozu der eine von seinen Kameraden kleine Geldbeiträge erbat und erhielt.³⁶

³⁵ Hermann Hesse, a.a.O. S.94

³⁶ Hermann Hesse, a.a.O. S.94 ff

Im Laufe des Abends wird immer deutlicher, dass das vermeintliche »Märchenkind«³⁷ Maria nicht der Unschuldseengel ist, für den der Mann vom Lande ihn hält. Das Fest erreicht seinen Höhepunkt:

*Es war jetzt ein starker Rauch im Atelier, auch Frauen und Mädchen rauchten Zigaretten, Gelächter und laute Gespräche klangen durcheinander, alles ging auf und ab, setzte sich auf Stühle, auf Kisten, auf den Kohlenbehälter, auf den Boden. Eine Pikkoloflöte wurde geblasen, und mitten in dem Getöse las ein leicht angetrunkener Jüngling einer lachenden Gruppe ein ernsthaftes Gedicht vor.*³⁸

In diesem Durcheinander beobachtet der Verliebte, wie Maria unauffällig einem Maler namens Zündel (!) zunickt und kurz darauf die Beiden das Fest verlassen.

Enttäuscht und liebeskrank verbringt der Erzähler die Nacht im Englischen Garten. Das glänzende München ist für ihn zur »verfluchten Stadt«³⁹ geworden, aus der es schnellstens abzureisen und den »bösen Zauber« abzuschütteln gilt. Das »taedium vitae« - Lebenssekel, Überdruß und Depression – überfällt ihn von Neuem. Desillusioniert fährt er zurück in seine graue Heimat und sein altes Leben, von dem er sich nicht viel erwartet:

Ich ahnte, daß auch in meiner Heimat alle Dinge grau und glanzlos geworden seien, und daß es überall so sein würde, wohin ich ginge.

*Diese Ahnung hat mich nicht getäuscht. Es ist etwas verlorengegangen, was früher in der Welt war, ein gewisser unschuldiger Duft und Liebreiz, und ich weiß nicht, ob das wiederkommen kann.*⁴⁰



Aufgabenstellung:

1. In welche Welt taucht der Mann aus der Provinz ein, als er nach München kommt?
2. Erläutern Sie an Hand der Beschreibung des Atelierfestes, was damals bei Festen in bürgerlichen Kreisen wohl eher unüblich war.
3. Wie versucht der Erzähler seiner Depression zu entgehen und welcher Illusion gibt er sich dabei hin?

³⁷ Hermann Hesse, a.a.O. S. 98

³⁸ Hermann Hesse, a.a.O. S. 98

³⁹ Hermann Hesse, a.a.O. S. 103 f.

⁴⁰ Hermann Hesse, a.a.O. S. 106 ff

4. *Burnout und Lügen – Hermann Hesses Schulroman »Unterm Rad« (1906) und Ludwig Thomas »Lausbubengeschichten« (1904)*

Zwei berühmte Beispiele gibt es in der deutschen Schul- und Jugendliteratur um 1900: Hermann Hesses Roman *Unterm Rad* (1906) und Ludwig Thomas *Lausbubengeschichten* (1904). Stilistisch könnten die beiden Werke nicht unterschiedlicher geschrieben sein, auch sind die Protagonisten sehr unterschiedliche Charaktere, doch zeigt sich in beiden Werken gleichermaßen die scharfe Kritik der Autoren am wilhelminischen Obrigkeitsstaat und dessen Auswirkungen auf die damalige Jugend.

I. *Unterm Rad* (1906)



Cover der Erstausgabe von Hermann Hesses
»Unterm Rad« im S. Fischer Verlag von 1906

Hermann Hesse kommt 1886 in Calw auf das humanistische Gymnasium, die sog. Lateinschule. Seine Erlebnisse dort sowie die seines Bruders Hans bilden neben den Erfahrungen im Seminar des Klosters Maulbronn die Basis für Hesses bitteren Schulroman *Unterm Rad* (entstanden 1903-1904, veröffentlicht 1906)⁴¹. In einem Brief an einen Verwandten schreibt er:

⁴¹ Hermann Hesse, *Unterm Rad*, (1905), München 2004, Lizenzausgabe der Süddeutschen Zeitung GmbH

»Unterm Rad« wird nächstes Jahr als Buch erscheinen, in Kleinigkeiten gemildert. [...] Die Schule ist die einzige moderne Kulturfrage, die ich ernst nehme und die mich gelegentlich aufregt. An mir hat die Schule viel kaputt gemacht, und ich kenne wenig bedeutende Persönlichkeiten, denen es nicht ähnlich ging. Gelernt habe ich dort nur Latein und Lügen, denn ungelogen kam man in Calw und im Gymnasium nicht durch – wie unser Hans [der jüngere Bruder, Anm. d. Verf.] beweist, den sie ja in Calw, weil er ehrlich war, fast umbrachten. Der ist auch, seit sie ihm in der Schule das Rückgrat gebrochen haben, immer unterm Rad geblieben.⁴²

Für Hesse, der Zeit seines Lebens jedwedes Reglement als quälende Einengung empfunden und immer auf seinem »Eigen-Sinn« beharrt hat, ist die Schulzeit die schlimmste und auch gefährlichste Zeit seines Lebens, da sie mit Krankheit und Selbstmordversuchen einhergeht.

Zum Ende seiner Lateinschulzeit bereitet sich der kluge Schüler auf das württembergische Landexamen vor. Bei Bestehen kann er eine Freistelle an einem der theologischen Seminare in Württemberg erhalten, denn natürlich soll er wie Großvater und Vater Theologie studieren.⁴³

Auf sarkastische Weise schildert der Erzähler in *Unterm Rad* die grausame Vorbereitung des Schülers Hans Giebenrath für das Landexamen, die den Grundstein für dessen späteren Burnout legt:

Hans Giebenrath war der einzige Kandidat, den das Städtlein zum peinlichen [d.h. schmerzhaften, Anm. d. V.] Wettbewerb zu entsenden dachte. Die Ehre war groß, doch hatte er sie keineswegs umsonst. An die Schulstunden, die täglich bis vier Uhr dauerten, schloß sich die griechische Extralektion beim Rektor an, um sechs war dann der Herr Stadtpfarrer so freundlich, eine Repetitionsstunde in Latein und Religion zu geben, und zweimal in der Woche fand nach dem Abendessen noch eine einstündige Unterweisung beim Mathematiklehrer statt. Im Griechischen wurde nächst den unregelmäßigen Zeitwörtern hauptsächlich auf die in den Partikeln auszudrückende Mannigfaltigkeit der Satzverknüpfungen Wert gelegt, im Latein galt es klar und knapp im Stil zu sein und namentlich die vielen prosodischen Feinheiten zu kennen, in der Mathematik wurde der Hauptnachdruck auf komplizierte Schlussrechnungen gelegt. Dieselben seien, wie der Lehrer häufig betonte, zwar scheinbar ohne Wert fürs spätere Studium und Leben, jedoch eben nur scheinbar. In Wirklichkeit waren sie sehr wichtig,

⁴² Hermann Hesse, *Aus einem Brief vom 25.11. 1904 an Karl Isenberg*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S.42

⁴³ Alois Prinz, S. 49 ff

ja wichtiger als manche Hauptfächer, denn sie bilden die logischen Fähigkeiten aus und sind die Grundlage alles klaren, nüchternen und erfolgreichen Denkens.

Damit jedoch keine geistige Überlastung eintrete und damit nicht etwa über den Verstandesübungen das Gemüt vergessen werde und verdorre, durfte Hans jeden Morgen, eine Stunde vor Schulbeginn, den Konfirmandenunterricht besuchen, wo aus dem Brenzischen Katechismus und aus dem anregenden Auswendiglernen und Aufsagen der Fragen und Antworten ein erfrischender Hauch religiösen Lebens in die jugendlichen Seelen drang. Leider verkümmerte er sich diese erquickenden Stunden selbst und beraubte sich ihres Segens. Er legte nämlich heimlicherweise beschriebene Zettel in seinen Katechismus, griechische und lateinische Vokabeln oder Übungsstücke, und beschäftigte sich fast die ganze Stunde mit diesen weltlichen Wissenschaften. Doch war im merhin sein Gewissen nicht so abgestumpft, daß er dabei nicht fortwährend eine peinliche Unsicherheit und ein leises Angstgefühl empfunden hätte. Wenn der Dekan in seine Nähe trat oder gar seinen Namen rief, zuckte er jedesmal scheu zusammen, und wenn er eine Antwort geben musste, hatte er Schweiß auf der Stirn und Herzklopfen. Die Antworten aber waren tadellos richtig, auch in der Aussprache, und darauf gab der Dekan viel.

Die Aufgaben, zum Schreiben oder zum Auswendiglernen, zum Repetieren und Präparieren, die sich tagsüber von Lektion zu Lektion ansammelten, konnten dann am späten Abend bei traulichem Lampenlicht zu Hause erledigt werden. Dieses stille, vom häuslichen Frieden segensreich umhagte Arbeiten, dem der Klassenlehrer eine besonders tiefe und fördernde Wirkung zusprach, dauerte dienstags und samstags gewöhnlich nur etwa bis zehn Uhr, sonst aber bis elf, zwölf und gelegentlich noch darüber. Der Vater grollte ein wenig über den maßlosen Ölverbrauch, sah dies Studieren aber doch mit wohlgefälligem Stolze an. Für etwaige Mußstunden und für die Sonntage, die ja den siebenten Teil unseres Lebens ausmachen, war die Lektüre einiger in der Schule nicht gelesener Autoren und Repetieren der Grammatik dringend empfohlen.

»Natürlich mit Maß! Ein-, zweimal in der Woche spaziergehen ist notwendig und tut Wunder. Bei schönem Wetter kann man ja auch ein Buch mit ins Freie nehmen – du wirst sehen, wie leicht und fröhlich es sich in der frischen Luft draußen lernen lässt. Überhaupt Kopf hoch!«

Hans hielt also nach Möglichkeit den Kopf hoch, benützte von nun an auch die Spaziergänge zum Lernen und lief still und verscheucht mit übernächtigtem Gesicht und blaurandigen, müden Augen herum.

»Was halten Sie von Giebenrath; er wird doch durchkommen?« sagte der Klassenlehrer einmal zum Rektor.

»Er wird, er wird«, jauchzte der Rektor. »Das ist einer von den ganz Gescheiten; sehen Sie ihn nur an, er sieht ja direkt vergeistigt aus.«

*In den letzten acht Tagen war die Vergeistigung eklatant geworden. In dem hübschen, zarten Knabengesicht brannten tiefliegende, unruhige Augen mit trüber Glut, auf der schönen Stirn zuckten feine, Geist verratende Falten, und die ohnehin dünnen und hageren Arme und Hände hingen mit einer müden Grazie herab, die an Botticelli erinnerte.*⁴⁴

Erwartungsgemäß besteht Hans Giebenrath das Examen. Das dritte Kapitel des Romans beschreibt seine Ankunft im Kloster Maulbronn. Das erhabene alte Zisterzienserkloster, das in einer wunderschönen Landschaft liegt, vermittelt den Eindruck, so der Erzähler, dass dies der richtige Ort sei *»für ein tüchtiges Stück Leben und Freude, hier müßte etwas Lebendiges, Beglückendes wachsen können, hier müßten reife und gute Menschen ihre freudigen Gedanken denken und schöne, heitere Werke schaffen.«*⁴⁵

Stattdessen sind hier Schüler des protestantisch-theologischen Seminars untergebracht, die unter harten Bedingungen für ihre späteren Karrieren geformt werden:

*[...] sind dort die jungen Leute den zerstreuen Einflüssen der Städte und des Familienlebens entzogen und bleiben vor dem schädigenden Anblick des tätigen Lebens bewahrt. Es wird dadurch ermöglicht, den Jünglingen jahrelang das Studium der hebräischen und griechischen Sprache samt Nebenfächern allen Ernstes als Lebensziel erscheinen zu lassen, den ganzen Durst der jungen Seele reinen und idealen Studien und Genüssen zuzuwenden. Dazu kommt als wichtiger Faktor das Internatsleben, die Nötigung zur Selbsterziehung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Stiftung, auf deren Kosten die Seminaristen leben und studieren dürfen, hat hierdurch dafür gesorgt, daß ihre Zöglinge eines besonderen Geistes Kinder werden können – eine feine und sichere Art der Brandmarkung.*⁴⁶

Abgesehen von einem rigiden Wochenplan, dem die Jungen ausgesetzt sind, gibt es einen Regelkodex, dem die Schüler bedingungslos zu folgen haben. Hans' neuer Freund, der heimlich dichtende Heilner, ist nicht gewillt sich daran zu halten. Als er einem anderen Schüler - aus gutem Grund - einen solchen Fußtritt gibt, dass dieser *»wie eine Bombe ins*

⁴⁴ Hermann Hesse, *Unterm Rad*, (1905), München 2004, Lizenzausgabe der Süddeutschen Zeitung GmbH, S.8-10

⁴⁵ Hermann Hesse, a.a.O. S. 51

⁴⁶ Hermann Hesse, a.a.O. S. 52

*Allerheiligste des Herrschers*⁴⁷, d.h. in das Studierzimmer des Direktors, schießt, erhält Heilner eine harte Strafe. Die anderen Schüler werden gehalten, keinerlei Kontakt mit ihm zu haben. Hans Giebenrath hat nicht die Charakterstärke, zu seinem Freund zu stehen, da er seinen guten Stand im Seminar nicht riskieren will:

Das war ein unerhörter Fall. Am nächsten Morgen hielt der Ephorus [der Direktor, Anm. d. V.] eine glänzende Rede über die Entartung der Jugend [...] und Heilner bekam eine schwere Karzerstrafe diktiert.

»Seit mehreren Jahren«, donnerte der Ephorus ihn an, »ist eine solche Strafe hier nicht mehr vorgekommen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie noch in zehn Jahren daran denken sollen. Euch andern stelle ich diesen Heilner als abschreckendes Beispiel auf.«

Die ganze Promotion [die ganze Klasse im Seminar, Anm. d. V.] schielte scheu zu ihm hinüber, der blaß und trotzig dastand und dem Blick des Ephorus nicht auswich. Im stillen bewunderten ihn viele, trotzdem blieb er am Ende der Lektion, als alles lärmend die Gänge erfüllte, allein und gemieden wie ein Aussätziger. Es gehörte Mut dazu, jetzt zu ihm zu stehen.

Auch Hans Giebenrath tat es nicht. Es wäre seine Pflicht gewesen, das fühlte er wohl, und er litt am Gefühl seiner Feigheit. Unglücklich und schamhaft drückte er sich in ein Fenster und wagte nicht aufzublicken. Es trieb ihn, den Freund aufzusuchen, und er hätte viel darum gegeben, es unbemerkt tun zu können. Aber ein mit schwerem Karzer Bestrafter ist im Kloster für längere Zeit so gut wie gebrandmarkt. Man weiß, daß er von nun an besonders beobachtet und daß es gefährlich ist und einen schlechten Ruf einträgt, mit ihm Verkehr zu haben. Den Wohltaten, welche der Staat seinen Zöglingen erweist, muß eine scharfe, strenge Zucht entsprechen, das war schon in der großen Rede beim Eintrittsfeste vorgekommen. Auch Hans wußte das. Und er unterlag im Kampf zwischen Freundespflicht und Ehrgeiz. Sein Ideal war nun einmal, vorwärts zu kommen, berühmte Examina zu machen und eine Rolle zu spielen, aber keine romantische und gefährliche. So verharrte er ängstlich in seinem Winkel. Noch konnte er hervortreten und tapfer sein, aber von Augenblick zu Augenblick wurde es schwerer, und eh er sich's versah, war sein Verrat zur Tat geworden.⁴⁸

Nach dem Selbstmord eines anderen Jungen, der mit Hans und Heilner in dem gleichen Zimmer wohnt, kommen sich die beiden wieder näher. Hans vernachlässigt ab diesem Zeitpunkt die Schule, um seinem Freund nahe zu sein. Dies geschieht nicht unbemerkt. Die

⁴⁷ Hermann Hesse, a.a.O. S. 75

⁴⁸ Hermann Hesse, a.a.O. S. 75 ff

Lehrer reagieren mit besonderer Strenge und legen Hans nahe, sich von Heilners Einfluss zu trennen. Nach einer Unterredung mit dem Direktor versucht Hans erneut, viel zu lernen, doch es gelingt ihm nicht mehr. Er nimmt die Wirklichkeit nicht mehr als solche wahr. Heilner macht einen Fluchtversuch und wird von der Schule gewiesen. Man unterstellt Hans, von der Flucht Heilners gewusst zu haben und behandelt ihn von da ab wie Luft. Hans erleidet daraufhin einen Zusammenbruch und wird nach Hause geschickt. Er kehrt nicht wieder ins Seminar zurück. (Der Schluss des Romans wird hier nicht verraten.)

In gewisser Weise hat Hermann Hesse hier seine eigene Geschichte erzählt: er ist Hans Giebenrath und Heilner zugleich. Auch Hesse besteht das Landesexamen und wird in das evangelisch-theologische Seminar im Kloster Maulbronn aufgenommen. Auch er lernt Tag und Nacht, dichtet, leidet unter Kopf- und Augenschmerzen, ist nervös und überreizt.

Am 7.03.1892 erhalten die Eltern Hesse ein Telegramm aus Maulbronn: »Hermann fehlt seit 2 Uhr. Bitte um etwaige Auskunft. Professor Paulus«⁴⁹. In einem längeren Brief versucht der Professor, den Eltern die Flucht seines Schutzbefohlenen zu erklären:

*Nach den Angaben seiner Mitschüler befand sich Hermann schon seit längerer Zeit, teilweise schon vor Weihnachten, öfters in einem Zustand größter Erregtheit, in welchem er überschwengliche, zum Teil überspannte Gedichte zu verfassen pflegte; doch wechselten diese Zustände mit andern, in welchem er dann wieder ganz heiter und lustig war.*⁵⁰

Am nächsten Tag wird der herumirrende, kranke Hermann von einem Gendarmen 10 km nördlich von Maulbronn aufgefunden. Er hat die Nacht bei Frost auf freiem Feld verbracht.

Diese Flucht hat schwerwiegende Folgen für ihn: Hesse muss das Seminar verlassen, wird zu einem befreundeten Pastor nach Bad Boll geschickt, um dort wieder gesund zu werden. Nach einem Selbstmordversuch – er hat sich von seinem Taschengeld eine Pistole gekauft! - schicken ihn die Eltern gegen seinen erklärten Willen nach Stetten, eine Anstalt für Schwachsinnige und Epileptiker. Die Diagnose lautet »moral insanity«. In unzähligen Protestbriefen klagt der Sohn seinen Vater an, ihn in diese Hölle gebracht zu haben. Als es ihm etwas besser geht, tritt er im Oktober 1892, nach einem kurzen Aufenthalt in Basel, in das Cannstatter Gymnasium ein. Der Hauptgrund für diese Entscheidung: Wenn er dort

⁴⁹ Ninon Hesse (hg.), *Hermann Hesse. Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. 1877-1895*, (1966), Frankfurt am Main 1984, S. 179

⁵⁰ Brief von Professor W. Paulus an Johannes Hesse vom 7. März 1892, zitiert nach Ninon Hesse (hg.), *Hermann Hesse. Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. 1877-1895*, (1966), Frankfurt am Main 1984, S. 180

nach nur einem weiteren Schuljahr das sog. Militärexamen ablegt, kann er nur für ein Jahr statt für drei Jahre zum Militär eingezogen werden.⁵¹

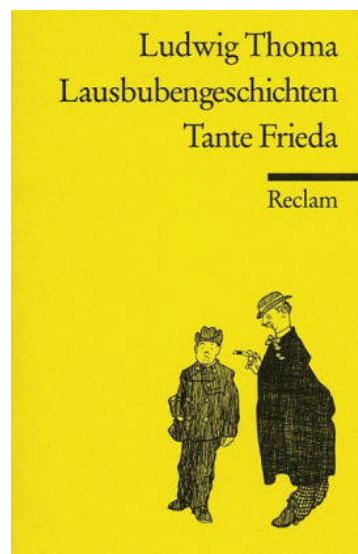
1893 Nach bestandenem Examen⁵² will Hesse weiter auf das Gymnasium in Cannstatt gehen, bricht jedoch das neue Schuljahr alsbald wegen unerträglicher Kopfschmerzen ab. Von da an ist er, was seine Bildung angeht, auf sich selbst gestellt:

*Ich habe die Gymnasialbildung nur bis zur Obersekunda durchgemacht und mit 16 die Schule verlassen. Alles andere habe ich mir als Autodidakt erworben.*⁵³

Fazit: Hesses Urteil darüber, wie um 1900 der Staat und die Institution Schule mit den jungen Menschen umging, ist vernichtend:

*[...] immer wieder sehen wir Staat und Schule atemlos bemüht, die alljährlich auftauchenden paar tieferen und wertvolleren Geister an der Wurzel zu knicken.*⁵⁴

II. Lausbubengeschichten (1904)



Cover der Reclam-Ausgabe von 1993
Ludwig Thomas »Lausbubengeschichten«

⁵¹ Alois Prinz, a.a.O. S. 84

⁵² Dieses Examen entsprach der heutigen Mittleren Reife (Anm. d. Verf.)

⁵³ Hermann Hesse, *Aus einem Brief vom 15.3.1960 an W. Hartly*, zitiert nach Volker Michels, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987, S. 58

⁵⁴ Hermann Hesse, a.a.O. S. 87

Der 1867 in Oberammergau geborene Ludwig Thoma hatte, wie Hermann Hesse, ein sehr gespaltenes Verhältnis zur Schule. Seine Lausbubengeschichten zeigen uns einen Jungen, der nichts auslöst, was auch nur irgendwie Ärger verursachen könnte. Die gestrengen Herren Professoren mit ihrem trockenen Lernstoff und ihrer brachialen Autorität fordern seinen Trotz geradezu heraus. Seine robuste Natur verhindert allerdings, dass er grundsätzlichen Schaden davon trägt. Er lernt das Lügen und überlebt.

Es geht hier nicht nur um Bubenstreiche. Der Schriftsteller Georg Hermann nimmt in seiner Rezension von 1905/06 Bezug auf das, was sich hinter der ganzen hier dargestellten Lustigkeit verbirgt:

*So lustig sie sind und so sehr man glauben mag, daß sie Singular-Erlebnisse eben jenes Lausbuben Ludwig [...] sind, so sind sie doch wertvoller noch als Anklagen gegen ein System, das darauf ausgeht, Persönlichkeiten zu assimilieren, und das die Schule als eine Zweigniederlassung der Kirche ansieht. Die Reaktion, der passive Widerstand eines jungen Menschen gegen diese Vergewaltigungen, das ist der eigentliche Gegenstand dieser wirklich lustigen und scheinbar harmlosen Lausbubengeschichten.*⁵⁵

Wie in Hermann Hesses Roman gibt es auch in Ludwig Thomas Geschichten einen klaren Bezug zu seiner Biographie. Thoma ist das fünfte von acht Kindern eines Oberförsters. Wie Hesse ist er ein in der Natur aufgewachsener, wilder Junge und nicht recht für ein enges Schulzimmer geeignet. Nach dem frühen Tod des Vaters muss die Mutter die Kinder mit wenig Geld aufziehen, immer in Angst vor dem sozialen Abstieg. Den vielen Streichen ihres Sohnes Ludwig ist sie kaum gewachsen. Dieser sieht seine Lausbubenrolle im Rückblick so:

*Und ich habe auch meinen Lehrern keineswegs Liebe entgegengebracht; zuerst galten sie mir als Störenfriede und später stieß mich ihr trockenes Wesen ab. Sie haben meinen Mangel an Ehrfurcht und meine Freude am Nebensächlichen stets gerügt, und erst nach manchen Fährlichkeiten konnte ich das humanistische Gymnasium absolvieren.*⁵⁶

Die im Folgenden vorgestellte Geschichte ist die dritte von Thomas Lausbubengeschichten. Deutlich kann man erkennen, wie das gegenseitige Belügen zwischen Autoritätspersonen und Schüler bereits zum System geworden ist. Allein Ludwigs Meineid verhindert, dass der Junge von der Schule entlassen wird:

⁵⁵ Georg Hermann, *Ludwig Thoma*, in: *Das literarische Echo* 8, (1905/06) Sp. 773-781

⁵⁶ Ludwig Thoma, *Autobiographische Skizzen*, in: *Das literarische Echo*, Berlin, 1. März 1906

Der Meineid

Werners Heinrich sagte, seine Mama hat ihm den Umgang mit mir verboten, weil ich so was Rohes in meinem Benehmen habe, und weil ich doch bald davon gejagt werde. Ich sagte zu Werners Heinrich, daß ich auf seine Mama pfeife, und ich bin froh, wenn ich nicht mehr hin muß, weil es in seinem Zimmer so muffelt.

Dann sagte er, ich bin ein gemeiner Kerl, und ich gab ihm eine feste auf die Backe und ich schmiß ihn an den Ofenschirm, daß er hinfiel.

Und dann war ihm ein Zahn gebrochen, und die Samthose hatte ein großes Loch über dem Knie.

Am Nachmittag kam der Pedell in unsere Klasse und meldete, daß ich zum Herrn Rektor hinunter soll.

Ich ging hinaus und schnitt bei der Tür eine Grimasse, daß alle lachen mußten. Es hat mich aber keiner verschuftet, weil sie schon wußten, daß ich es ihnen heimzahlen würde. Werners Heinrich hat es nicht gesehen, weil er daheim blieb, weil er den Zahn nicht mehr hatte.

Sonst hätte er mich schon verschuftet.

Ich mußte gleich zum Herrn Rektor hinein, der mich mit seinen grünen Augen sehr scharf ansah.

»Da bist du schon wieder, ungezogener Bube«, sagte er, »wirst du uns nie von deiner Gegenwart befreien?«

Ich dachte mir, daß ich sehr froh sein möchte, wenn ich den ekelhaften Kerl nicht mehr sehen muß, aber er hatte mich doch selber gerufen.

»Was willst du eigentlich werden?« fragte er, »du verrohtes Subjekt? Glaubst du, daß du jemals die humanistischen Studien vollenden kannst?«

Ich sagte, daß ich das schon glaube. Da fuhr er mich aber an, und schrie so laut, daß es der Pedell draußen hörte und es allen erzählte. Er sagte, daß ich eine Verbrechernatur habe, und eine katilinarische Existenz bin, und daß ich höchstens ein gemeiner Handwerker werde, und daß schon im Altertum alle verworfenen Menschen so angefangen haben wie ich.

»Der Herr Ministerialrat Werner war bei mir«, sagte er, »und schilderte mir den bemitleidenswerten Zustand seines Sohnes«, und dann gab er mir sechs Stunden Karzer als Rektoratsstrafe wegen entsetzlicher Roheit. Und meine Mutter bekam eine Rechnung vom Herrn Ministerialrat, daß sie achtzehn Mark bezahlen mußte für die Hose.

Sie weinte sehr stark, nicht wegen dem Geld, obwohl sie fast keines hatte, sondern weil ich immer wieder was anfangte. Ich ärgerte mich furchtbar, daß meine Mutter so viel Kummer hatte und nahm mir vor, daß es Werners Heinrich nicht gut gehen soll.

Die zerrissene Hose hat uns der Herr Ministerialrat nicht gegeben, obwohl er eine neue verlangte.

Am nächsten Sonntag nach der Kirche wurde ich auf dem Rektorat eingesperrt. Das war fad.

In dem Zimmer waren die zwei Söhne vom Herrn Rektor. Der eine mußte übersetzen und hatte lauter dicke Bücher auf seinem Tische, in denen er nachschlagen mußte. Jedesmal, wenn sein Vater hereinkam, blätterte er furchtbar schnell um und fuhr mit dem Kopfe auf und ab.

»Was suchst du, mein Sohn?« fragte der Rektor. Er antwortete nicht gleich, weil er ein Trumm Brot im Munde hatte. Er schluckte es aber doch hinunter und sagte, daß er ein griechisches Wort sucht, welches er nicht finden kann.

Es war aber nicht wahr; er hatte gar nicht gesucht, weil er immer Brot aus der Tasche aß. Ich habe es ganz gut gesehen.

Der Rektor lobte ihn aber doch und sagte, daß die Götter den Schweiß vor die Tugend hinstellen, oder so was.

Dann ging er zum andern Sohn, welcher an einer Staffelei stand und zeichnete. Das Bild war schon beinah fertig. Es war eine Landschaft mit einem See und viele Schiffe darauf. Die Frau Rektor kam auch herein und sah es an, und der Rektor war sehr lustig. Er sagte, daß es bei dem Schlußfeste ausgestellt wird, und daß alle Besucher sehen könnten, daß die schönen Künste gepflegt werden.

Dann gingen sie, und die zwei Söhne gingen auch, weil es zum Essen Zeit war. Ich mußte allein bleiben und bekam nichts zu essen.

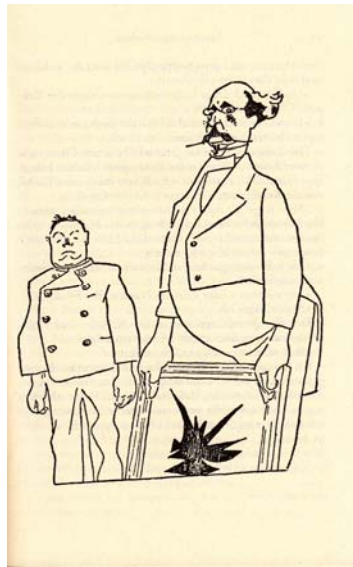
Ich machte mir aber nichts daraus, weil ich eine Salami bei mir hatte, und ich dachte mir, daß die zwei dürren Rektorssöhne froh wären, wenn sie so viel kriegten.

Der Ältere stellte sein Bild an das Fenster im Nebenzimmer. Das sah ich genau. Ich wartete, bis alle draußen waren und las dann die Geschichte vom schwarzen Apachenwolf weiter, die ich heimlich dabei hatte.

Um vier Uhr wurde ich herausgelassen vom Pedell. Er sagte: »So, diesmal warst du aber feste drin.« Ich sagte: »Das macht mir gar nichts.« Es machte mir aber schon etwas, weil es so furchtbar fad war.

Am Montagnachmittag kam der Rektor in die Klasse und hatte einen ganz roten Kopf. Er schrie, gleich wie er herin war: »Wo ist der Thoma?« Ich stand auf. Dann ging es an. Er sagte, ich habe ein Verbrechen begangen, welches in den Annalen der Schule unerhört ist, eine herostratische Tat, die gleich nach dem Brande des Dianatempels kommt. Und ich kann meine Lage nur durch ein reumütiges Geständnis einigermaßen verbessern.

Dabei riß er den Mund auf, daß man seine abscheulichen Zähne sah, und spuckte furchtbar und rollte seine Augen.



Zeichnung Olaf Gulbranssons
zu Ludwig Thomas Geschichte Der Meineid⁵⁷

Ich sagte: »Ich weiß nichts; ich habe doch gar nichts getan.«

Er hieß mich einen verruchten Lügner, der den Zorn des Himmels auf sich zieht. Aber ich sagte: »Ich weiß doch gar nichts.« Und dann fragte er alle in der Klasse, ob sie nichts gegen mich aussagen können, aber niemand wußte nichts.

Und dann sagte er es unserm Professor. In der Frühe sah man, daß im Zimmer neben dem Rektorat das Fenster eingeschmissen war, und ein großer Stein lag am Boden, der war auch durch das Bild gegangen, welches der Sohn gemalt hatte, und es war kaputt und lag auch auf dem Boden.

Unser Professor war ganz entsetzt, und sein Bart und seine Haare standen in die Höhe. Er fuhr auf mich los und brüllte: »Gestehe es Verruchter, hast du diese schändliche Tat begangen?« Ich sagte, ich weiß doch gar nichts, das wird mir schon zu arg, daß ich alles getan haben muß.

Der Rektor schrie wieder: »Wehe dir, dreimal wehe! Wenn ich dich entdecke! Es kommt doch an die Sonne!«

Und dann ging er hinaus. Und nach einer Stunde kam der Pedell und holte mich auf das Rektorat. Da war schon unser Religionslehrer da und der Rektor. Das Bild lag auf einem Stuhl und der Stein auch. Davor stand ein kleiner Tisch. Der war mit einem schwarzen Tuch bedeckt, und zwei brennende Kerzen waren da und ein Kruzifix.

Der Religionslehrer legte seine Hand auf meinen Kopf und tat recht gütig, obwohl er mich sonst gar nicht leiden konnte.

⁵⁷ Zeichnung Olaf Gulbransson in: Ludwig Thoma, *Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Tante Frieda*, Stuttgart 1993, S.23

»Du armer, verblendeter Junge«, sagte er, »nun schütte dein Herz aus und gestehe mir alles. Es wird dir wohl tun und dein Gewissen erleichtern.«

»Und es wird deine Lage verbessern«, sagte der Rektor.

»Ich war es doch gar nicht. Ich habe doch gar kein Fenster nicht hineingeschmissen«, sagte ich.

Der Religionslehrer sah jetzt sehr böse aus. Dann sagte er zum Rektor: »Wir werden jetzt sofort Klarheit haben. Das Mittel hilft bestimmt.« Er führte mich zum Tische, vor die Kerzen hin, und sagte furchtbar feierlich:

»Nun frage ich dich vor diesen brennenden Lichtern. Du kennst die schrecklichen Folgen des Meineides vom Religionsunterrichte. Ich frage dich: Hast du den Stein hereingeworfen? Ja – oder nein?«

»Ich habe doch gar keinen Stein nicht hineingeschmissen«, sagte ich.

»Antworte ja – oder nein, im Namen alles Heiligen!«

»Nein«, sagte ich.

Der Religionslehrer zuckte die Achseln und sagte: »Nun war er es doch nicht. Der Schein trügt.«

Dann schickte mich der Rektor fort.

Ich bin recht froh, daß ich gelogen habe und nichts eingestand, daß ich am Sonntagabend den Stein hineinschmiß, wo ich wußte, daß das Bild war. Denn ich hätte meine Lage nicht verbessert und wäre davongejagt worden. Das sagte der Rektor bloß so. Aber ich bin nicht so dum m.⁵⁸



Aufgabenstellung:

Legen Sie in einer vergleichenden Untersuchung von Hesses *Unterm Rad* und Ludwig Thomas *Lausbubengeschichten* folgende Aspekte dar:

1. Unterschiede in der sprachlichen Gestaltung beider Texte im Hinblick auf ihre Wirkung auf den Leser
2. Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Zeichnung der beiden Protagonisten
3. Kritikpunkte beider Autoren am damaligen Schulsystem

⁵⁸ Ludwig Thoma, *Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Tante Frieda*, Stuttgart 1993, S.18-24

5. Literatur

Primärliteratur

Hesse, Hermann, *Gesammelte Werke (in zwölf Bänden)*, Frankfurt am Main 1987

Hesse, Hermann, *Sämtliche Werke*, 20 Bände und 1 Registerband. Hg. Volker Michels, Frankfurt am Main 2001–2007

Hesse, Hermann, *Die Briefe*, 10 Bände (geplant). Hg. Volker Michels. Suhrkamp, Berlin 2012ff; Band 1: *1881–1904*

Hesse, Hermann, *Der Steppenwolf*, Berlin 1927

Hesse Hermann, *Der Steppenwolf. Text und Kommentar*, Frankfurt am Main 2003, Suhrkamp BasisBibliothek 12

Hesse, Hermann, *Die Nürnberger Reise*, (1927) in: *Sämtliche Werke*, Bd.11

Hesse, Hermann, *Tedium Vitae*, in: *Die Marmorsäge. Tedium Vitae, Zwei Erzählungen*, Frankfurt am Main 1988

Hesse, Hermann, *Traumtagebuch der Psychoanalyse*, 1917/1918, in *Sämtliche Werke*, Bd. 11

Hesse, Hermann, *Unterm Rad*, (1905), München 2004, Lizenzausg. der Süddeutschen Zeitung

Thoma, Ludwig, *Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Tante Frieda*, Stuttgart 1993

Thoma, Ludwig, *Autobiographische Skizzen*, in: *Das literarische Echo*, Berlin , 1. März 1906

Sekundärliteratur

Gajek, Bernhard, *Freundschaft zwischen Eigenbrötlern. Hermann Hesse und Ludwig Thoma (1905-1955)* in: Michael Limberg (hg.), *Zwischen Eigen-Sinn und Anpassung. Außenseitertum im Leben und Werk von Hermann Hesse*, Calw 1999

Gundert, Adele, *Marie Hesse. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern*, Stuttgart 1953

Hermann, Georg, *Ludwig Thoma*, in: *Das literarische Echo* 8, 1905/06

Hesse, Ninon (hg.), *Hermann Hesse. Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. 1877-1895*, (1966), Frankfurt am Main 1984

Michels, Volker, *Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt am Main 1987

Michels, Volker, *Hermann Hesse antwortet auf Facebook*, Berlin 2012

Prinz, Alois, »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«. *Die Lebensgeschichte des Hermann Hesse*, Frankfurt am Main, 2006